Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 54 (1974-1975)
Heft: 10

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WEGE ZUM «AUTHENTISCHEN» STIL

Anmerkungen zu Manfred Frankes «Mordverläufen» und Walter Aues «Lecki»

Noch immer haben wir es mit literarischen Neuerscheinungen zu tun, die unter den traditionellen Gattungsnamen veröffentlicht werden. So bezeichnet zum Beispiel Manfred Franke sein neuestes Buch «Mordverläufe[1]» als Roman; Walter Aue gibt sich eine Spur vorsichtiger: sein Buch «Lecki oder der Krieg ist härter geworden[2]» trägt den Untertitel «Vorbereitungen zu einem Roman». Wer vermag zu sagen, was wir in unserer aktuellen Epoche unter einem Roman überhaupt zu verstehen haben? Da lesen wir Protokolle und Polizeirapporte, ärztliche Gutachten; da werden Nachrichten gesammelt und authentisch wiedergegeben, wie sie uns täglich über Rundfunk und Fernsehen, durch Zeitungen und Illustrierte vermittelt werden. Das fiktive Erzählen, ob nun im auktorialen oder im objektiven Sinne, scheint kaum mehr möglich zu sein. Welcher Autor möchte es noch wagen, sein Ich – als auktorialer Erzähler – ins Zentrum einer bestimmten Welt zu stellen, da doch der Bruch von Ich und Welt ein für allemal vollzogen zu sein scheint? Wer kann sich noch auf eine bestimmte, fiktive Objektivität festlegen, wenn das zuletzt bei Hegel im grossen Stil konstruierte Subjekt-Objekt-Gefüge einer schweren Glaubenskrise unterworfen ist?

Aus diesem Gesichtswinkel haben wir auch die Krise des modernen Romans zu betrachten, wenn wir sie verstehen und die Trotzdem-Versuche, die von den Autoren unserer Zeit unternommen werden, in gerechter Art würdigen wollen.

Manfred Franke unternimmt in seinem Buch den Versuch, Vergangenes, tatsächlich Geschehenes authentisch zu rekonstruieren. Es handelt sich um den Verlauf des Mordgeschehens in einer deutschen Kleinstadt, in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, der sogenannten Kristallnacht. Der Name der Stadt wird nicht genannt. Personennamen sind ersetzt durch fingierte, soweit es sich nicht um die Namen von Gestalten aus der Zeitgeschichte (Hitler, Goebbels usw.) handelt. «Es geht nicht darum, rechtskräftig Verurteilten oder Freigesprochenen ein zweites Mal den Prozess zu machen», schreibt Franke hiezu; es geht ihm vielmehr darum, eine Ideologie und deren Praxis zu denunzieren, für die «die Juden nicht eine Minorität, sondern die Gegenrasse, das negative Prinzip als solches» waren. Diese Formulierung stammt aus der «Dialektik der Aufklärung» von Horkheimer und Adorno und bildet das Motto, unter dem Frankes Buch steht.

Auf den ersten Seiten wird zur Erläuterung dieses Mottos der interessante Versuch eines «Gedächnisprotokolls» unternommen. Franke erinnert sich an frühere Vorkommnisse in seinem Leben, Vorkommnisse, bei denen in irgendwelcher Art Juden beteiligt waren. Da ist ein Jude, der sich in einem öffentlichen Schwimmbad unzüchtig benommen haben soll; da erinnert er sich

an ein Mädchen, das einmal eine lästige Wespe verscheucht hat und das er selber als Judenmädchen bezeichnet hat; und da taucht schliesslich eine andere Erinnerung auf, die alle andern überdeckt:

«Der Junge lag in seinem Bett. Vielleicht hatte er geträumt oder der Traum war durch das Geräusch ausgelöst worden. Ein Summen, Sirren blieb davon übrig. Es kam näher: das Zersplittern von Glas. Er kannte dieses Klirren noch nicht, wusste nicht, wie es sich anhört, wenn Glas zerbricht. Er schrie auf; jemand kam zu ihm ins Zimmer, beruhigte ihn: Die Schaufenster von nebenan» (S. 12).

Solche Erinnerungsprotokolle sollen bei Franke nicht etwa eine Romanhandlung in Gang setzen, sondern sie dienen nun einer wissenschaftlichen Analyse des Begriffs Gegenrasse und leiten zugleich einen Prozess peinlich genauer Untersuchungen über die Geschehnisse in der sogenannten Kristallnacht ein. Als Grundlage für die Recherchen dienen Franke Polizeiprotokolle, ein Gerichtsurteil, ein Plädoyer, Zeitungsausschnitte, Aufzeichnungen eines Lokalhistorikers, der im Roman Weyland genannt wird, und Interviews. Mit Ausnahme der erwähnten Fiktion der Namen ist also in diesem Roman alles authentisch. Nun ist ja allerdings die Nähe zur alltäglichen Wirklichkeit schon immer ein Kennzeichen des Romans gewesen. Der Begriff Roman geht ja auf lingua romana (im Gegensatz zur «gelehrteren» lingua latina) zurück, und die Prosa, deren sich die Romanschreiber seit ausgangs des Mittelalters ausschliesslich bedienen, unterstreicht die Wirklichkeitsnähe der Gattung. In seinen Aufsätzen zur Literatur schreibt Alfred Döblin zu dieser Frage einmal treffend:

«Die Nähe zur alltäglichen Mitteilung diskreditiert den Roman, macht ihn für manche zur niedrigsten Kunstgattung. Das soll den Epiker nicht genieren; er verachte überhaupt die Kunst. Er mache aus der scheinbaren Ungunst seiner Position einen Vorteil: ersteht dem lebendigen Leben am nächsten kraft seines Materials, des Wortes.»

Für Döblin ist Stil tatsächlich «nichts als der Hammer, mit dem das Dargestellte aufs sachlichste herausgearbeitet wird», und im Grunde sieht er darin schon einen Fehler, wenn Stil überhaupt bemerkt wird.

Hierin vermögen wir tatsächlich eine Rechtfertigung für Frankes Vorgehen des Recherchierens und Sammelns, des authentischen Wiedergebens von «Materialien» zu sehen. Franke mag sich wohl überhaupt gewisse Werke Alfred Döblins zum Vorbild genommen haben, und er war in dieser Hinsicht nicht schlecht beraten; denn nur so, mit der Nüchternheit und Sachbezogenheit des Wissenschafters lässt sich heute überhaupt noch über die Epoche des Nationalsozialismus in Deutschland schreiben.

*

Auf eine andere Art will *Walter Aue* in seinem Buch «Lecki» authentisch wirken. Während bei Franke die Authentizität sich auf ganz bestimmte Zeugnisse bezieht, auf deren Sammlung und Sichtung der Roman Mordverläufe beruht, begnügt sich Aue schon mit «authentischem Nachrichtenmaterial», wie es uns über Radio und Fernsehen, durch die Presse und durch alle mög-

lichen Zeitschriften vermittelt wird. Und da nun einmal nicht alles, was an Nachrichten, Bildberichten, Kommentaren usw. verbreitet wird, dokumentarischen Wert aufzuweisen hat, wird bei Aue, der tatsächlich alles sammelt, was ein menschliches Ohr oder Auge im Zeitraum von etwa zwei Jahren erreichen kann, die Authentizität des Materials höchst fragwürdig. Doch Aue will gar nicht Historiker sein. Seine Absicht liegt wohl vielmehr in der Richtung einer künstlerischen Bewältigung von Welt als einem Totum. Die Welt, und zwar unsere Welt, hier und jetzt, soll total erfasst werden, mit allen Greueltaten und Schönheiten, mit allem Schein und aller Wahrheit. Aue ist es auch bewusst, dass eine solche totale Welt-Schau nicht ohne weiteres gelingen kann; deshalb spricht er immer wieder von der «vorläufigen Notierung der Ereignisse», und deshalb nennt er wohl sein Buch auch «Vorbereitungen zu einem Roman». Hier eine Textprobe, herausgegriffen aus der über mehr als zweihundert Seiten sich hinziehenden Collage:

LECKI: VORLÄUFIGE NOTIERUNG DER EREIGNISSE UND WEITERE AUFZÄHLUNG VON EINZELHEITEN! LECKI: FORTGESETZTE STÖRUNG DER ALLGEMEINEN HÖR- UND SEHGEWOHNHEITEN. LECKI: FORTGESETZTE STÖRUNG AUTHENTISCHER BEZUGSQUELLEN. LECKI: WEITERE ENTNAHME VON ZITATEN UND FORTGESETZTE VERÄNDERUNG DERSELBEN. LECKI: ALLMÄHLICHE VORBEREITUNGEN, UM DIE CHRONIK DER LAUFENDEN EREIGNISSE ABZUSCHLIESSEN. auch würden die gegenwärtig dem autor zur verfügung stehenden mittel nicht ausreichen. auch diesmal nicht. LECKI über lecki: und immer wieder dieselben bilder. der gefängnisaufstand in lower manhattan, der brand eines neuen, fensterlosen wolkenkratzers, ein bombenanschlag der weathermen auf eine bank, der einsturz eines wohnblocks in harlem, ein helikopter-angriff auf eine vietnamesische infanteriestellung, ein lachender bundeskanzler in bonn, die CINZANO-gesichter einer plakatwand ... (S. 145).

Es ist nicht klar auszumachen, nach welchem Prinzip der Autor Gross- und Kleinbuchstaben verwendet. Es hat wohl zu tun mit dem, was «altmodische» Kritiker etwa Erzählperspektive nennen: Wo der Autor auf sich selber und seine Arbeit reflektiert, erscheinen Grossbuchstaben, wo Ereignisse oder Bilder aus aller Welt wiedergegeben werden, genügt dem Autor die Kleinschreibung. Aber warum wird dann plötzlich auch eine Markenbezeichnung (CINZANO) gross geschrieben? Es ist wohl müssig, daran herumzurätseln. Aue will den Leser wohl eben gerade verwirren, so wie er Lecki im Buch immer wieder in Verwirrung geraten lässt. Ist Lecki der Leser? Oder der Autor selbst? Auch dies ist nicht festgelegt: «denn LECKI IST NUR EIN NAME FÜR LECKI» ...

Und ein paar Zeilen weiter heisst es: «lecki: lecki kann jeder sein» (S. 148).

Aue ist ein Autor, der kraft seiner überragenden Intelligenz alles mit allem in Verbindung bringt, aber das Verbundene auch sofort wieder trennt und neue Kombinationen schafft. Nur eines ist schade: Aue versteht es nicht, seine Intelligenz hinter den Sachen und

Menschen, die er sichtbar werden lässt, zu verbergen. Sein Stil, so sehr das Authentische gesucht wird, macht sich als Stil zu sehr bemerkbar, entgegen der erwähnten Forderung Döblins. Und so könnte sich denn Aues «Lecki» wohl für ein rein intellektuelles Lesevergnügen eignen, aber einen Leser, der hinter den Worten die Sachen sucht, hinter dem Bezeichnenden das Bezeichnete, wird die Lektüre dieses Buches sehr bald verärgern. All den Vorbehalten zum Trotz vermögen wir aber, nachdem wir die Anstrengung der Lektüre einmal auf uns genommen haben, den tieferen Sinn des Aueschen Welt-Almanachs zu erkennen: Die totale Präsenz sämtlicher Nachrichten, Nachrichten des Schreckens und Grauens zumeist, die uns sonst alltäglich nur in homöopathischen Dosen verabreicht werden, bewirkt nun bei Lecki eine Art Abwehrmechanismus. «LECKI ZERSTÖRT DAS BILD EINER EINHEITLICHEN UND FOLGERICHTIGEN ENTWICKLUNG! LECKIS SCHILDERUNGEN DIENEN ZUR ÜBERWINDUNG DER ALLGEMEINEN ANGST- UND FEINDSELIGKEITSKRANKHEIT.» Ist dies ein Hinweis des Autors für den Leser? Es wäre wohl aus diesen beiden Sätzen abzuleiten, dass wir, zur endgültigen Überwindung der allgemeinen Angst- und Feindseligkeitskrankheit, der Konkurrenz-Mentalität, auch das in uns festsitzende Bild einer allgemein angenommenen einheitlichen Entwicklung alles Seienden zerstören müssten. Kampf und Krieg sind erst endgültig überwunden, wenn Kampf und Krieg nicht mehr als notwendige Bestandteile oder gar Motoren einer ganzheitlichen Entwicklung begriffen werden. Das leuchtet ein, aber wir dürfen nicht vergessen, dass die Idee des Kämpfen-Müssens wie auch diejenige der ganzheitlichen Entwicklung im europäischen Denken und Empfinden wie ein Naturgesetz eingewurzelt ist. Vielleicht ist dies die neue Aufgabe, die unsere gegenwärtigen Roman-Autoren sich stellen: die Entlarvung von sogenannten Naturgesetzen, Aufdeckung eines grossen Schwindels, des Schwindels unserer Kulturgeschichte von der Philosophie der Griechen über Goethe, Schiller, Hegel, Darwinismus und philosophische Anthropologie bis zur neuen Dialektik. Der Anspruch ist zu hoch, bei allem Respekt vor Aues Willen zur Totalität. Bescheidung auf Einzelnes wäre ratsam, liegt aber anderseits nicht auf der Linie von Aues Intellektualität. So müssen denn Aues «Vorbereitungen zu einem Roman» zur Kategorie des Absurden gerechnet werden. Es werden Vorbereitungen zu einem Roman getroffen, der gar nie die Chance hat, entstehen zu können. Es fehlt, wie mir scheint, der mephistophelische Geist, der diesem Homunculus-Gebilde Leben einzuhauchen vermöchte.

Bruno Bolliger

[1] Manfred Franke, Mordverläufe 9./10. November 1938, Ein Protokoll von der Angst, von Misshandlung und Tod, vom Auffinden der Spuren und deren Wiederentdeckung, Hermann-Luchterhand-Verlag, Darmstadt und Neuwied 1973. – [2] Walter Aue, Lecki oder der Krieg ist härter geworden, Vorbereitungen zu einem Roman, Hermann-Luchterhand-Verlag, Darmstadt und Neuwied 1973.

FRANZ TUMLER, «PIA FALLER»

«Abreise zu dem Neuen», so charakterisiert Tumler seinen Versuch, die Geschichte der Pia Faller zu erzählen[1]. Und weiter: «Aber ich kann die Geschichte so nicht schreiben, weil ich von ihr nichts habe ausser diesem Namen in meinem Kopf: Pia Faller ... ich will eine Geschichte schreiben, die ich erlebt habe, aber an die ich mich nicht erinnern kann. Daher muss ich sie mir erfinden ... ich muss zwei Geschichten schreiben, eine von jetzt, und die Geschichte von damals.»

Das ist die Ausgangssituation zum Buch «Pia Faller». Der Schreiber wird durch die Bekanntschaft mit einer musizierenden Frau in Berlin an seine Klavierstunden in Wien, als er noch ein Kind war, erinnert. Die Mutter der Pia Faller erteilte die Stunden. Die Familie Faller wohnte im selben Haus wie der Schreiber; die beiden Wohnungen hatten denselben Grundriss: zweimal die gleichen Gegebenheiten, doch mitnichten Wiederholung des Ergebnisses.

Und wie die beiden Wohnungen sich gleichen und voneinander abweichen, so die beiden Geschichten, die in Berlin und die in Wien. Und ebenso ungleich-gleich die Erinnerung dessen, was wirklich war, und die Erfindung dessen, was sein muss, um Vergangenes heraufzuholen, mit dem Jetzt zu verbinden, damit «Abreise zu dem Neuen» stattfindet.

Die beiden Geschichten sind denn auch nicht so ohne weiteres vom Leser verfolgbar. Wörter führen in die Kreuz und Quer. Man muss sie vorerst einmal lesen als das, was sie sind, ohne verbindungknüpfende, das heisst Geschichte bildende Hintergedanken, gemäss der Anleitung des Schreibers: «Mir fehlte dieser Schwerpunkt von Mechanik, dass die Wörter etwas anderes bewirken, ausser dem, was sie sind: gesprochen, gehört, jetzt ...»

Dazu kommt die eigenartige Feststellung: «Ich frage mich, warum diese Geschichte in Gegenständen vor sich geht», und dann: «mit dem Wort: Figur komme ich am weitesten.»

Gegenstände, Figuren: beide sollen wohl vor dem Abgleiten ins Uferlose rein persönlicher Erinnerung bewahren, sollen eine Schranke setzen gegen spekulativ-assoziatives Denken, sollen eine klare Fortsetzung verhindern. Denn Fortsetzung ist dem Schreiber verdächtig: «Ich machte mir sofort klar, dass ich die Unwahrheit sagte, einem Wunschtraum nachgab, dem Bedürfnis nach Fortsetzung.»

Statt einer oder zwei Geschichten findet sich eine Wörter- und Sätzesammlung, die um die Figur der Pia Faller kreist, um die Figur. Wer Pia Faller war, wer sie jetzt ist, was sie dem Schreiber bedeutete und bedeutet, bleibt in der Schwebe. Was sie dem Leser sagen will? Vielleicht: halte dich an das Wort, wie es dir jetzt gerade erscheint, nimm es in seiner ersten Gestalt an, gib ihm weder Tiefe durch Erinnerung noch Fortsetzung durch eigene Gedanken; die Unwahrheit lauert zu nahe. Vielleicht: sich verständigen ist Illusion. Verstehen kann jeder den andern, doch ob er den anderen so verstanden hat, wie der andere sich versteht, ist eine Frage ohne Antwort.

Die Geschichte «geht vor sich», sagt

Tumler, und meint damit wohl, dass sich ihr Verlauf zum Teil dem Willen ihres Erzählers entzieht. Die Geschichte hat ein Eigenleben, das der Erzähler respektieren muss. Sobald er dem Bedürfnis souveräner Gestaltung nachgibt und in logischer Fortsetzung schreibt, gerät er in die Zone der Unwahrheit. Dieses wortabtastende Vorgehen der Erzählung versetzt auch den Leser in grösste Unsicherheit. Kein roter Faden leitet ihn durch das Wortgewimmel. Der Name Pia Faller ist das einzig Verlässliche. Tumler sagt: «dieser Name in meinem Kopf», und gibt damit dem Leser zu verstehen, dass Kopfarbeit nötig ist, um sich mit dieser Figur zurechtzufinden. Die Schreibart und gleichzeitig die Lesart des Buches charakterisiert folgender Abschnitt ausgezeichnet; es handelt sich um eine Autofahrt:

«So blieb mir die Spur, die ich verfolgte, auch weiterhin unsicher, und wenn ich sage ‹Schritt halten›, so konnte ich es nur in der Differenz zu den Schattentäuschungen leisten, die mich umgaben ... hervorgerufen aber von meiner eigenen Beleuchtung, erzeugt von meinem Wagen – und wenn ich an Ditha dachte, spürte ich das Ähnliche in dieser nicht nachprüfbaren Richtigkeit der Erscheinungen ... Die Unsicherheit der Bilder kennzeichnet mir eher die Methode, nach der ich fuhr. Praktisch sah ich nichts. Vorsicht nützte nichts, ebenso hätte Aufmerksamkeit nichts genützt – darauf musste ich mich einstellen, wiewohl mich die hin- und herspringenden Schattengestalten auf der Fahrbahn immerzu zu Wachsamkeit aufriefen.»

Weder Vorsicht noch Aufmerksamkeit helfen zur Klarsicht. Nur immerwährende Wachsamkeit nützt.

Die zeitweilig höchst komplizierte Schreibart erschwert zudem das Verständnis. Viele Substantive, oft unfertige Sätze, unflektierte Adjektive, ungewohnte Satzstellungen und eigenartiger Wortgebrauch, das sind die hauptsächlichsten Merkmale von Tumlers Stil in seiner «Pia Faller».

Es gibt anregende Sätze, Feststellungen und Vergleiche in diesem Buch. Doch darf man es nicht lesen in der Meinung, nun eine Geschichte zu erfahren. Es ist vielmehr die Auseinandersetzung Tumlers mit sich und seiner Wortbegabung, die ihn den Menschen zugesellt und gleichzeitig von ihnen absondert.

Dorothea Salvini-Kim

[1] Franz Tumler, Pia Faller, Piper & Co. Verlag, München 1973.

KUNST-TASCHENBÜCHER

Man kann nicht den weniger Begüterten, der bei der horrenden Preisentwicklung im Kunsthandel längst kaum mehr an den Besitz eines originalen Kunstwerks denken darf, damit vertrösten, dass ihm heute die Meisterwerke in perfekter Reproduktion ins Haus geliefert werden – wenn diese Reproduktionen, das heisst die Kunstbücher, ihrerseits unerschwinglich zu werden beginnen. Ist die Forderung ernst gemeint, wonach bei der Jugend Verständnis und Interesse gefördert werden müssen, wenn nicht der Gra-

ben zwischen zeitgenössischer Kunstproduktion und Publikum immer breiter klaffen soll, dann braucht es billigere Bücher. Darum ist es sozusagen unbesehen zu begrüssen, wenn nun eine Taschenbuchreihe erscheint, die sich ganz aufs Kunstbuch spezialisiert. Es ist der in dieser Sparte bewährte Verlag DuMont Schauberg in Köln, der die Marktlücke wahrgenommen hat. Die weisskartonierten Bände mit dem d-Signet und dem gelb-schwarzen Signal auf dem Umschlag sind nicht zu übersehen.

Die ersten sechs Titel geben eine Ahnung von den Möglichkeiten, Zielen, Qualitäten – und Mängeln dieser Reihe. Sie sind alle ausserordentlich reich und zum Teil farbig illustriert. Der erste Band ist eine wissenschaftliche Publikation zu einem hochaktuellen Thema: «*Kunst und Computer*» von *Abraham A. Moles*[1]. Optische und akustische Informationen sind zur Übermittlung und Reproduktion auf technischem Weg immer perfekter in ihre Elemente zerlegt worden. Sollte der Weg nicht auch in umgekehrter Richtung zu beschreiten sein – so, dass aus Elementen Bilder, Literatur, Musik technisch hergestellt würden? «Wozu noch Akademien, wenn der Computer es Vasari gleichtun kann?», fragt Moles provokativ. Auf gegen 300 durch Abbildungen und Typographie aufgelockerten Seiten gibt er einen Überblick über Theorie und Anwendungsmöglichkeiten der «Informationsästhetik». Seine originellen und anregenden Thesen haben in Strömungen der modernen Kunst (Op-Art, Concept-Art u. a.) erstaunliche Entsprechungen: «Den höchsten Wert hat jetzt die Fähigkeit, Ideen zu konzipieren: was die Realisierung betrifft, kann man sich heute auf die Techniker verlassen, ob es sich um Kunst oder Raumfahrt handelt.» Eine elementare Einführung ist das anspruchsvolle Buch allerdings nicht, und Moles zitiert nicht ohne Grund La Mettrie als Motto: «O vous, esprits lourds... je n'écris point pour vous.»

Leicht verständlich dagegen, gerade für Laien und Schüler geeignet ist Nummer zwei: «*Malerei unserer Welt*» von *Janson*[2]. Eine Geschichte der Malerei von den Höhlenzeichnungen bis Jackson Pollock auf 300 Seiten zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe. Die Jansons machen das Beste daraus: sie halten die allgemeinen Epochenübersichten knapp, sagen dafür relativ viel über jede der 250 Abbildungen. Also weniger ein kühner Flug über Jahrtausende als eine lebendige Schule des Sehens und Interpretierens. Der Nachteil: das Buch ist 1960 erstmals erschienen – auf Fragen zur Kunst der letzten dreissig Jahre gibt es keine Auskunft mehr.

Hier schafft Band 6 Rat: «*DuMonts kleines Sachwörterbuch zur Kunst des 20. Jahrhunderts*» von Karin Thomas[6]. Soweit ich sehe, hat es so etwas bisher nicht gegeben – ein Desiderat bei der verwirrenden Fülle aktueller Stilrichtungen, Tendenzen und Moden. Leider bleibt bei aller Nützlichkeit die Qualität der Ausführung hinter der Güte der Konzeption zurück. Stichproben ergeben, dass einzelne Informationen kaum brauchbar (Aquatinta), unverständlich (Radierung) oder falsch sind (Franz Gertsch sei Amerikaner; auch die Bildunterschrift S. 78 ist unrichtig) – und wenn das dort so ist, wo ich es nachprüfen kann, ist auch für das Übrige mein Vertrauen leicht erschüttert. Wünschenswert für ein solches Arbeitsbuch wären auch knappe Literaturhinweise. Ist Aktualität wirk-

lich nur auf Kosten der Sorgfalt erreichbar?

Die andern drei Nummern sind einzelnen Künstlern gewidmet. Nr. 3 ist eine willkommene Ergänzung zu dem vor einiger Zeit hier angezeigten Buch über Louis Moilliet; Aquarelle und Zeichnungen August Mackes von jener legendären Tunisreise der drei Maler Klee, Macke und Moilliet im Jahre 1914 sind da zusammen mit Dokumenten und einem Aufsatz von *Günter Busch* veröffentlicht[3]. Leider ist die Freude an den prachtvollen Farbreproduktionen nicht ungetrübt: bei der Umsetzung ins Taschenbuch sind die Verweise auf Abbildungen nicht der veränderten Seitenzählung angepasst worden. Nichts Gravierendes, gewiss, aber ein ärgerliches Indiz dafür, dass es dem Verlag auch hier um das rasch und leicht fertige Geschäft geht.

Eigens für die Taschenbuchreihe hat *Uwe M. Schneede* die Monographie «*René Magritte – Leben und Werk*» geschrieben: einen knappen, gut lesbaren, mit 76 Abbildungen illustrierten Text über den 1967 gestorbenen belgischen Surrealisten, dessen bildhafte Reflexionen über Wirklichkeit und Abbild der Wirklichkeit erst in den letzten Jahren in ihrer vollen Bedeutung erkannt worden sind[4]. Erfreulich ist die enge, gegenseitig interpretierende Beziehung von Bild- und Textteil – ein Vorzug, der auch die Übersicht über Leben und Werk Pieter Bruegels von Ernst Günther Grimme auszeichnet[5]. Dass bei dem an sich hübschen Bruegel-Bändchen, einer holländischen Produktion, das selbstgefällige Design wichtiger war als die Zweckmässigkeit, dass also die Abbildungen öfters auf Briefmarkenformat reduziert worden sind, statt das volle Seitenformat auszunützen, ist bei der detailreich erzählenden Malerei von Bruegels «Wimmelbildern» allerdings unverständlich.

Uli Däster

Dumont Kunst-Taschenbücher (Verlag DuMont Schauberg, Köln) 1973: [1]Abraham A. Moles, Kunst und Computer. – [2]Horst W. Janson und Dora Jane Janson, Malerei unserer Welt – Von der Höhlenmalerei bis zur Moderne. – [3]August Macke, Die Tunisreise – Aquarelle und Zeichnungen. – [4]Uwe M. Schneede, René Magritte – Leben und Werk. – [5]Ernst Gunther Grimme, Pieter Bruegel – Leben und Werk. – [6]Karin Thomas, DuMonts kleines Sachwörterbuch zur Kunst des 20. Jahrhunderts – Von Anti-Kunst bis Zero.

ERASMUS VON ROTTERDAM IN ENGLISCHER ÜBERSETZUNG

Zu einem kanadischen Editionsunternehmen

Die Erasmus-Forschung hat in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre zahlreiche neue Impulse erfahren. Der 400. Geburtstag des niederländischen Humanisten (1469–1536) bildete den äusseren Anlass zu einer allgemeinen Intensivierung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit seinen Werken und Wirkungen. In manchen Ländern Europas und auch in Nordamerika wurden Erasmus-Kongresse durchgeführt, die neue Forschungsergebnisse

und Interpretationsbemühungen bekanntmachten und weitere wissenschaftliche Unternehmungen inspirierten. Viele neue Bücher über Erasmus von Rotterdam wurden veröffentlicht, darunter die sehr lesenswerte Biographie des amerikanischen Kirchenhistorikers Roland H. Bainton, *Erasmus of Christendom* (New York, 1969). Neben den zahlreichen Einzeluntersuchungen über bestimmte Aspekte der geistigen Leistung des Erasmus begannen aber auch einige neue *Editionen* seiner Schriften zu erscheinen.

Das wissenschaftlich bedeutendste Unternehmen dieser Art ist ohne Zweifel die seit 1969 in Amsterdam erscheinende kritische Gesamtausgabe der *Opera omnia Desiderii Erasmi Roterodami*, die von der Niederländischen Akademie der Wissenschaften veranstaltet wird und bereits vier gewichtige Bände umfasst. Die von einem internationalen Herausgeberteam bearbeitete Edition soll mit der Zeit die bis heute immer noch grundlegende Erasmus-Ausgabe des Jean Le Clerc (Johannes Clericus, Leiden, 1703–1706) ersetzen und alle Werke des Humanisten mit Kommentaren und Anmerkungsapparaten präsentieren. Die Texte selbst werden selbstverständlich in der lateinischen Originalfassung wiedergegeben, und so wie man bisher die Aussagen des Erasmus im wissenschaftlichen Schrifttum stets nach der Leidener Ausgabe zitiert hat, wird man in Zukunft ihren Ort in der Amsterdamer Gesamtedition angeben müssen.

Wenn sich der wissenschaftlich interessierte und forschend tätige Leser der Werke des Erasmus auch stets an die lateinischen Urtexte zu halten hat, so besteht daneben doch auch das durchaus legitime Bedürfnis nach Übersetzungen in moderne Sprachen. Es besteht nicht nur beim interessierten Laien, der die Schriften des Humanisten auch heute noch zur Kenntnis nehmen will, sondern auch beim Wissenschaftler, der der raschen und zuverlässigen Orientierung bedarf. Übersetzungen einzelner Erasmus-Schriften in die verschiedensten modernen Sprachen liegen natürlich in grosser Zahl vor; auch kleinere und grössere Sammeleditionen stehen zur Verfügung, so zum Beispiel die von der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt veröffentlichte Studienausgabe (1967 ff.), die den ins Deutsche übersetzten Texten stets das lateinische Original gegenüberstellt.

Im englischen Sprachbereich, aus dem der Erasmus-Forschung nicht nur in neuester Zeit immer wieder bedeutende Bereicherungen zuteil geworden sind, gibt es ebenfalls eine Fülle älterer und neuerer Übersetzungen seiner Werke. Sie alle dürften aber nun mit der Zeit in den Schatten gestellt werden durch das gross angelegte Publikationsunternehmen, von dem hier die Rede sein soll[1]. Diese Ausgabe verdient auch ausserhalb des englischen Sprachgebietes die Aufmerksamkeit von Fachleuten und Laien. Es ist damit zu rechnen, dass hier manche weniger bekannte Werke des Erasmus erstmals in einer modernen Übersetzung zugänglich gemacht werden und dass die sorgfältig kommentierte und dokumentierte Übertragung der bekannten Schriften auch zahlreichen kontinentaleuropäischen Lesern nützlich und willkommen sein wird.

Der Plan, eine Erasmus-Gesamtausgabe in englischer Sprache zu veröffentlichen, mag angesichts der heute auch in Nordamerika unaufhaltsam zu-

nehmenden Finanzierungsschwierigkeiten als überaus optimistisch erscheinen. Er wurde vor fünf Jahren konzipiert, und man kann feststellen, dass der Unternehmungsgeist der Initianten seither schon eine gewisse Ernüchterung durchgemacht hat. Im neuesten Prospekt des Verlags ist denn auch nicht mehr von einer umfassenden Edition sämtlicher Schriften des Erasmus die Rede, sondern von einer Ausgabe, die zunächst einmal das ganze Briefwerk (ca. 20 Bände) und dann die «übrigen Hauptwerke» (ca. 25 Bände) enthalten soll. Aber auch in dieser Begrenzung bleibt das Unternehmen noch sehr umfangreich, wesentlich umfangreicher jedenfalls als die erwähnte Darmstädter Studienausgabe. Der Verlag gibt an, dass bis zur Vollendung der Edition mit einer Frist von ungefähr 20 Jahren zu rechnen sei.

Das Projekt wurde von Anfang an sehr zielbewusst gefördert, und es genoss äusserst grosszügige finanzielle Unterstützung, unter anderem auch durch die Kulturstiftung des «Canada Council». Die Leitung des Unternehmens liegt bei einem «Editorial Board», dem unter anderem der bekannte kanadische Renaissance-Historiker Wallace K. Ferguson und der ebenfalls international renommierte englische Latinist R. A. B. Mynors angehören. Ein «Executive Committee» vereinigt die Bearbeiter und die für die Publikation verantwortlichen Verlagsfunktionäre. Zu diesem Gremium gehört auch der seit mehreren Jahren in Kanada lehrende Schweizer Historiker Peter G. Bietenholz, der bereits eine ganze Reihe vielbeachteter Arbeiten zur Geschichte des Humanismus veröffentlicht hat. In einem «Advisory Committee» endlich, das dem Unternehmen wohl in erster Linie nach aussen hin die nötige wissenschaftliche Legitimation geben soll, findet man die illustren Namen einiger führender Renaissance- und Reformationshistoriker aus Europa und den USA (Roland H. Bainton, Marcel Bataillon, Etienne Gilson, Werner Kaegi, Jean-Claude Margolin u. a.).

Kurz nach dem Beginn der Editionsarbeiten begann die University of Toronto Press im Jahre 1970 einen regelmässig erscheinenden «Newsletter» unter dem Titel *Erasmus in English* zu veröffentlichen. In dieser Zeitschrift werden seither hauptsächlich bibliographische Beiträge abgedruckt, die nicht nur über die Erasmus-Literatur, sondern über viele Aspekte der allgemeinen Humanismus-Forschung orientieren. Gelegentlich findet man hier auch durchaus eigenständige und wertvolle Forschungsbeiträge.

Der nunmehr vorliegende erste Band der *Collected Works of Erasmus* ist zugleich der erste Band der Briefedition. Er enthält 141 Briefe von und an Erasmus aus den Jahren 1484–1500. Als Übersetzer zeichnen R. A. B. Mynors und D. F. S. Thomson, den Anmerkungsteil besorgte Wallace K. Ferguson. Die Grundlage der vollständigen englischen Wiedergabe der Korrespondenz bildet natürlich die bekannte, von P. S. und H. M. Allen herausgegebene kritische Edition des *Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami* (Oxford, 1906–1958). Die Texte wurden lückenlos übernommen, und auch der Kommentar fusst auf der überaus reichhaltigen Dokumentation dieses nach wie vor unentbehrlichen Werkes. An manchen Stellen finden sich in der kanadischen Edition bibliographische Ergänzungen zu den Anmerkungen Allens, aber im ganzen bleiben die An-

gaben Fergusons doch weniger ausführlich. Der erste Band der *Collected Works of Erasmus* enthält nur ungefähr die Hälfte des im ersten Band der Allen-Edition abgedruckten Materials. Die von Erasmus selber stammenden Briefe sind mehrheitlich in Steyn, Paris und Oxford datiert. Es handelt sich um die Zeugnisse der begeisterten Hinwendung des jungen Gelehrten zu den Studia humanitatis. Man verfolgt seine erste intensive Auseinandersetzung mit der Literatur der Antike, seine enthusiastische Vertiefung in die *Elegantiae* des Lorenzo Valla sowie die Entstehung der ersten eigenen Werke *(Antibarbari, De copia verborum*, Vorarbeiten zu den *Colloquia* und *Adagia)*. Zu den häufigsten Korrespondenten gehören die Jugendfreunde Servatius Rogerus, Cornelis Gerard und Willem Hermans, dann der vielbewunderte französische Humanist und Geschichtsschreiber Robert Gaguin und endlich der englische Schüler und Protektor William Blount (Lord Mountjoy) sowie der berühmte John Colet.

Zur Qualität der Übersetzung kann der Rezensent nicht-englischer Muttersprache nicht viel sagen, aber er kann immerhin feststellen, dass ihm die Lektüre auf weite Strecken zum ungeteilten Genuss wurde und dass die Meisterschaft der Bearbeiter, die mit der Assoziationswelt der humanistischen Stil- und Ausdrucksform aufs beste vertraut sind, durchwegs spürbar bleibt. Die Kommentare Fergusons enthalten bei aller Knappheit doch das Wesentliche und Notwendige; sie dürften ihren Zweck durchaus erfüllen. Im Anhang des Bandes findet sich ein umfangreiches und sehr sorgfältig ausgearbeitetes Glossarium unter dem Titel «Money and Coinage of the Age of Erasmus». Diese von dem Wirtschaftshistoriker John H. Munro beigesteuerte Orientierungshilfe ist zweifellos von grossem Nutzen. Sie wird das Verständnis der Brieftexte an manchen Stellen wesentlich erleichtern. Die übrigen dokumentarischen Listen und Verzeichnisse dürften den Bedürfnissen des Lesers ebenfalls voll gerecht werden.

Der erste Band der *Collected Works of Erasmus* macht im ganzen gesehen einen vorzüglichen Eindruck, und man kann dem Unternehmen nur wünschen, dass es von unliebsamen Verzögerungen verschont bleiben werde. Der zweite Band der Korrespondenz soll nach der Angabe des Verlags zu Beginn des Jahres 1975 erscheinen. Dass man bei der Lektüre immer wieder zur Allen-Edition greifen muss und dass diese für die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Briefen des Erasmus auch weiterhin grundlegend bleiben wird, schmälert die Brauchbarkeit des kanadischen Übersetzungsunternehmens in keiner Weise. Natürlich kann man bedauern, dass die lateinische Sprache des Erasmus heute immer weniger Leser direkt zu erreichen vermag, und dass solche Übersetzungen überhaupt notwendig sind. Aber es hat keinen Zweck, angesichts dieser Tatsache – die ja keineswegs nur im englischen Sprachgebiet zu beobachten ist – in Klagen auszubrechen. Man sollte sich vielmehr freuen, dass die Briefe und Schriften des niederländischen Humanisten nun in der englischen Übertragung durch hervorragende Fachleute neue und weite Verbreitung erfahren dürfen. Das ist immer noch besser, als wenn sie überhaupt nicht mehr gelesen würden. Dass die Korrespondenz des Erasmus zu den wertvollsten Quellen der abendländischen Kulturgeschichte im Zeitalter der

Renaissance und der Reformation gehört und dass nicht wenige seiner philosophischen und zeitkritischen Schriften über die Jahrhunderte hinweg auch noch zu unserer Gegenwart sprechen, braucht gewiss nicht immer wieder hervorgehoben und betont zu werden. Jeder interessierte Leser kann sich hiervon leicht überzeugen, und zwar lässt sich dies durchaus auch mit Hilfe guter Übersetzungen erreichen.

Die Herausgeber der englischen Erasmus-Ausgabe mögen mit dem wissenschaftlichen Anspruch ihres Unternehmens vielleicht etwas hoch gegriffen haben. Ihr Werk bleibt bei all seinen unbestreitbaren Verdiensten ein Hilfsinstrument für Lektüre und Studium, das die kritischen Editionen auf keinen Fall ersetzen kann. Dennoch gebührt ihren Bemühungen Anerkennung und Dankbarkeit: Wenn es ihnen gelingt, die Zahl der Erasmus-Leser und Erasmus-Kenner innerhalb und möglicherweise auch ausserhalb des englischen Sprachgebietes zu vergrössern, und wenn sie vielleicht sogar bewirken, dass manche dieser Leser auch wiederum zum Studium der lateinischen Originaltexte zurückfinden, dann haben die kanadischen Gelehrten zusammen mit ihren amerikanischen und europäischen Mitarbeitern eine kulturelle Mission erfüllt, deren Bedeutung kaum zu unterschätzen sein dürfte.

Hans R. Guggisberg

[1] Collected Works of Erasmus, Vol. I, University of Toronto Press, Toronto 1974.

HINWEISE

Die Tragödie des Kardinal Mindszenty

József Kardinal Mindszenty, ungarischer Fürstprimas, zieht in seinen «Erinnerungen» die Bilanz seines Lebens als Priester und als politisch Verfolgter. Mindszentys Schicksal dürfte bekannt sein: langjährige Einkerkerung, vorübergehende Befreiung während des ungarischen Aufstandes von 1956, dann Zuflucht in der US-Botschaft in Budapest, schliesslich, seit 1971, Exil im Westen. Von konservativem, traditionsbewusstem Wesen und vorgeprägt durch das kurze, aber katastrophale Zwischenspiel der Diktatur Béla Kuns 1919, musste ein Mann wie Mindszenty zwangsläufig mit einem kommunistischen Regime in Konflikt geraten – zumal mit einer Variante von Stalinismus, die sich – so im Falle Ungarns – gleichermassen durch Brutalität und Unfähigkeit auszeichnete. Dem kämpferischen Kardinal war von Anfang an klar, dass es da kein diplomatisches Vorgehen, schon gar nicht ein Paktieren, geben konnte, sondern nur harte Konfrontation. Der Gegenschlag der Machthaber war entsprechend: Verhaftung, Folterung, Schauprozess, Gefängnis – das ganze berüchtigte Ritual stalinistischer Exzesse, von Mindszenty nüchtern, aber eindrücklich geschildert.

Aber auch das den Ereignissen von 1956 folgende Exil in der amerikanischen Botschaft entbehrt nicht der tragischen Elemente: Mindszenty gerät, mitbedingt durch die jahrelange Iso-

lierung und die vorher erlittenen Leiden, in eine menschliche Vereinsamung, die ihn hindert, die Entwicklung in der Welt wie auch in Ungarn zu erfassen und zu begreifen. Ganz deutlich zeigt sich das nach seiner Ausreise in den Westen: über Mindszentys Schicksal ist die Geschichte hinweggeschritten. Vom Vatikan wird der Primas schliesslich geradezu gezwungen, auf sein Amt nun doch endlich zu verzichten; Mindszenty passt nicht mehr in die Zeit. So spricht denn aus dem letzten Satz der «Erinnerungen» nur noch Enttäuschung und Verbitterung: «So ging ich den Weg in die Abgeschlossenheit einer totalen Verbannung.»

(Propyläen-Verlag, Berlin 1974.)

«Monographies d'Histoire suisse»: Schweizerische Verfassungs- und Industriegeschichte

Die «Monographies» haben sich – nach den Intentionen der Herausgeber – das begrüssenswerte Ziel gesetzt, einzelne Aspekte und «Sparten» der Schweizergeschichte in kurzer, leichtfasslicher, aber wissenschaftlich seriöser Weise dem interessierten Laien näherzubringen. Eine nicht ganz einfache Aufgabe: denn Wissenschafter aller Bereiche neigen bekanntlich recht oft dazu, sich nicht mehr anders als in einer nur noch Fachkollegen verständlichen Sprache auszudrücken. Mit den beiden neuesten Erscheinungen innerhalb der «*Monographies d'Histoire suisse*» jedenfalls scheint das Unternehmen, eine Brücke zwischen Historikern beziehungsweise Staatsrechtlern und einem weiteren Leserkreis zu schlagen, geglückt zu sein: sowohl *J. F. Aubert* als auch *Jean-François Bergier* gelingt es, ihren (fundierten) Aussagen eine leichtverständliche, ja mit Vergnügen zu lesende Form zu geben. Einen wie grossen Anteil daran die französische Sprache hat, die es nach dem Dafürhalten mancher leichter macht, Kompliziertes einfach auszudrücken, bleibe dahingestellt.

J. F. Auberts «Petite histoire constitutionnelle de la Suisse» erscheint überdies zu einem sehr günstigen Zeitpunkt (100 Jahre Totalrevision der Bundesverfassung). Der Band beweist, dass die Verfassungsgeschichte der Schweiz seit 1798 durchaus keine langweilige Materie darstellt, sondern eine an Experimenten, Rückschlägen, Wagnissen reiche und von weltgeschichtlichen Ereignissen ständig beeinflusste Entwicklung genommen hat – vom lockeren Bund kleinster Staaten (vor 1798) über die unitarische Republik (Helvetik), die Restaurationszeit bis zum Bundesstaat. Ebenso weist Aubert darauf hin, dass wir mit der Verfassung von 1874 immer noch ein ausgesprochen wandlungsfähiges und flexibles Grundgesetz besitzen.

Von gleichermassen aktuellem Interesse ist die Industriegeschichte («Naissance et croissance de la Suisse industrielle») von *Jean-François Bergier*. Bergier bringt es fertig, auf beschränktem Raum ein Gesamtbild der industriellen Entwicklung der Schweiz vom Altertum bis 1970 zu zeichnen (wobei das 19. und 20. Jahrhundert ausführlicher behandelt wird). Angesichts der immer noch spürbaren Unterbewertung wirtschaftsgeschichtlicher Vorgänge innerhalb dessen, was der Durchschnittsschweizer als «Schweizergeschichte» in den Schulen vermittelt bekommt, füllt diese Neuerscheinung eine Lücke aus; zudem dürfte es gerade heute im Zeichen einer nicht gerade «wirtschaftsfreundlichen»

Stimmung nützlich sein, wieder einmal aufzuzeigen, welche Kräfte massgebend daran beteiligt gewesen sind, der Schweiz den Sprung vom «mitteleuropäischen Armenhaus» zu einem hochentwickelten Industrieland mit ausgebauter Sozialgesetzgebung zu ermöglichen.

(Monographies d'Histoire suisse publiées par la Société générale suisse d'Histoire, volumes 8 et 9; Francke Editions, Berne 1974.)

«Kontinent» – eine Emigrantenzeitschrift

Der Name der Zeitschrift, die als Forum russischer und osteuropäischer Autoren erscheint, ist ein Programm: «*Kontinent*» meint den Geist ganz Europas, der nicht ein geteilter, in Ost und West zerfallener Geist ist. Russische und osteuropäische Schriftsteller, Emigranten und solche, die in Russland oder in den Oststaaten leben, aber nicht gedruckt werden, publizieren hier ihre Gedichte, Romane, Erzählungen und Essays. Die Zeitschrift erscheint vorerst in London in russischer und in Berlin in deutscher Sprache –, und was die deutsche Ausgabe betrifft, so hat es wegen des Verlags (Ullstein) prompt linke Kritik gegeben: das sei ein Springer-Haus, die Osteuropäer also Kumpane der Reaktion. Angesichts dessen, was «Kontinent» in seiner ersten Nummer vorlegt, kann man es nur einen Jammer nennen, dass die progressiven Intellektuellen des deutschsprachigen Westens, da sie nun einmal auf Springer und auf die «falschen Freunde», die sie ihren östlichen Kollegen vorwerfen, eingeschossen sind, nicht unvoreingenommen zur Kenntnis nehmen, was hier steht. Ionesco begrüsst die Freunde als einer, der vor einem Vierteljahrhundert schon ausgewandert ist. Solschenizyn veröffentlicht ein zurückgehaltenes Kapitel zu «Der erste Kreis der Hölle». Von Brodskij sind drei Gedichte, von Wladimir Kornilow der erste Teil eines unveröffentlichten Romans abgedruckt. Der Kunsthistoriker Golomschtok schreibt einen aufregenden Essay über nicht-offizielle russische Gegenwartskunst, und Alexander Piatigorsky teilt Beobachtungen über die Beschäftigung mit Metaphysik in der Sowjetunion mit: eine aufsehenerregende Schilderung. Von Siniawski enthält das Heft einen flammenden Essay «Literatur als Prozess»: er zeigt auf, welche Wirkungen und welche Beunruhigung die unabhängige Literatur, und sei es ein verborgenes Manuskript, auszulösen vermag. Wer sich der Exilzeitschriften deutscher Emigranten zur Hitlerzeit erinnert, der kann dieses neuste Beispiel nicht ohne Bitterkeit und Solidarität lesen. «Kontinent» öffnet eine Tür für uns: östliches Geistesleben, das nicht «gleichgeschaltet» ist, wird zugänglich. Dem Unternehmen, dessen Redaktion in den Händen von Wladimir Maximow liegt, ist grosse Verbreitung zu wünschen.